

\*

GRUNDLEGUNG  
LEHRE IN DER LITERATUR DES 12. JAHRHUNDERTS

\*

Anna Mühlherr

Zwischen Augenfälligkeit und hermeneutischem Appell  
Zu Dingen im ›Straßburger Alexander‹

Der ›Straßburger Alexander‹ ist seit jeher in der Forschung als bedeutendes Zeugnis der Ausformung frühhöfischer Epik gewürdigt worden.<sup>1</sup> Er ist eine stark erweiternde und einen ganz neuen Handlungsteil hinzufügende Bearbeitung einer kürzeren Dichtung, die uns in der großen Vorauer Sammelhandschrift bezeugt ist.<sup>2</sup> Während die Forschung generell erst im ›Straßburger Alexander‹ den entscheidenden Schritt zum frühhöfischen Erzählen sieht, hat Christoph Mackert in seiner Monographie überzeugend dargelegt, dass vieles, „was üblicherweise erst für die höfische Epik der 70er und 80er Jahre des 12. Jahrhunderts in Anspruch genommen wird – das Prinzip des narrativen Durchspielens von Problemen, das Arbeiten mit Strukturformen, der kulturell zivilisierende ‘höfische’ Impetus –“, durchaus schon an der

<sup>1</sup> Forschungsreferenzen für diese Einschätzung bei Christoph Mackert, *Die Alexander-geschichte in der Version des ‘Pfaffen’ Lambrecht. Die frühmittelhochdeutsche Bearbeitung der Alexanderdichtung des Alberich von Bisinzo und die Anfänge weltlicher Schriftepiik in deutscher Sprache*, München 1999 (Beihefte zu *Poetica* 23), S. 338 Anm. 4. Zu ergänzen sind die dort gegebenen Referenzen vor allem um Markus Stock, *Kombinationssinn. Narrative Strukturexperimente im ›Straßburger Alexander‹, im ›Herzog Ernst B‹ und im ›König Rother‹*, Tübingen 2002 (MTU 123), S. 73–148.

<sup>2</sup> Die Forschung ist sich weitgehend einig, dass diese Vorauer Textversion der Dichtung des Pfaffen Lambrecht am nächsten steht, dass also die Straßburger Fassung und auf andere Weise dann auch wieder die Basler Fassung erweiternde Bearbeitungen sind, die auf eine gemeinsame Vorstufe zurückgehen. Ausführliche Darlegung der Beurteilung der drei verschiedenen als Lambrechts Alexanderdichtung überlieferten Fassungen bei Mackert (Anm. 1), S. 18–21; neueste Zusammenfassung des Forschungsstandes in der Einführung von Elisabeth Lienert zum Text: *Pfaffe Lambrecht, Alexanderroman. Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch*, hg., übers. u. kommentiert von Elisabeth Lienert, Stuttgart 2007, hier S. 13–20.

Vorauer Fassung beobachtbar ist, auch wenn dies alles im Vergleich mit den späteren Dichtungen „als roh erscheinen muß“<sup>3</sup>. Mackert sieht den ›Vorauer Alexander‹ als eine Dichtung an, mit der laienadlige Rezipienten dazu „angeleitet“ werden, „sich phantasierend von impulsiver Unbesonnenheit zu distanzieren und die Notwendigkeit einer Vereinigung von *sapientia et fortitudo* zu bejahen“ (S. 336). Impulsivität, Unbedachtheit, Vertrauen auf kriegerisches Draufgängertum – all das, was einer „archaischen Kriegerethik“ (S. 338) eigen ist, wird der Kritik unterzogen. Denn mit der „Ausbildung komplexerer Sozialstrukturen“ werden „Verhaltensmodelle, die auf bloße Bewährung der eigenen Kampftüchtigkeit zielen, [...] unbrauchbar“ (ebd.). Mackert arbeitet in seiner Monographie entschieden die edukative Funktion dieser Dichtung heraus; er sieht sie insgesamt als wichtige Triebfeder der Entwicklung „weltlichen Erzählens in der Schriftlichkeit“. Es entstehe Literatur, „die integraler Bestandteil der neuen Adelskultur“ sei „und diese auszubilden hilft“ (ebd.). Anknüpfend an Mackerts These der ‚Anleitung‘ des Rezipienten lassen sich Dimensionen des ‚Lehrhaften‘ im (früh-)höfischen Erzählen erörtern. Es scheint naheliegend, das von Mackert am ›Vorauer Alexander‹ Aufgezeigte für die Straßburger Fassung weiterzuführen.

Doch nicht eine Weiterführung bzw. eine Ausjustierung der Aspekte mit Blick auf das Sprechen aus der geistlichen Tradition heraus, das sich gegen Ende der Straßburger Fassung besonders klar bemerkbar macht,<sup>4</sup> wird im Folgenden in Angriff genommen. Es werden vielmehr einige wenige Szenen des ›Straßburger Alexander‹ nach einem bestimmten Kriterium erörtert. Behandelt werden soll ein Moment der Textelaboration, das in den Kontext der Lehre, des Edukativen im weitesten Sinne gehört, nämlich prägnante Ausgestaltungen von Szenen durch den Einsatz von Dingen oder Dingensembles, die wie Merkbilder wirken können. Untersucht werden also Szenen, in denen Dinge so eingesetzt sind, dass sie das ‚Aufmerken‘ und das ‚Sich-daran-Erinnern‘ fördern. Der folgenden Darstellung liegt die Vermu-

<sup>3</sup> Mackert (Anm. 1), S. 338.

<sup>4</sup> Auch wenn die Straßburger Fassung durch den Vorlagenwechsel am Ende im Einbezug des ›Iter ad Paradisum‹ und mit dem Gebetsschluss selbstverständlich eine geistliche Perspektivierung erfährt, gilt für weite Teile der Dichtung die Einschätzung, die Mackert (Anm. 1), S. 338, mit guten Gründen von der Vorauer Fassung gibt: Die Vorauer Fassung ist kein „geistlich-weltliche[r] Zwitter“, der „noch klerikalen Einfluß zu sichern“ versucht, „sondern Dichtung, die für die Hofgesellschaft verfaßt wird und entschieden deren Interessen verfolgt.“ Mackert, S. 47, verweist auf Karl Bertau, *Deutsche Literatur im europäischen Mittelalter*, Bd. 1, München 1972, S. 330, der als Einziger vor ihm diese Beurteilung teilt: „Von Vergeistlichung ist hier keine Spur.“ – Sicherlich wird man die geistliche Stimme schon allein wegen der heilsgeschichtlichen Perspektive und der einschlägigen Verweise auf Biblisches im Eingangsbereich der Dichtung nicht in Abrede stellen wollen, doch wird das hauptsächliche Erzählinteresse dieser Dichtung in Mackerts Monographie schlüssig dargelegt. Anders sieht dies Lienert (Anm. 1), S. 21 mit Anm. 39.

tung zugrunde, dass sich das ‘Lehrhafte’ solcher Dichtungen unter anderem dadurch präzise erschließen lässt, dass erzählte Dinge in ihren möglichen Funktionen sorgfältig analysiert werden. Solche Dinge könnten dann (funktionsäquivalent etwa zu Figuren, die nur in einer bestimmten Situation einer Erzählung bedeutsames Gewicht haben und diese Szene dann in der Erinnerung des Rezipienten ‘repräsentieren’ können) als ‘Merkgegenstände’ für Handlungssequenzen fungieren. Der ›Straßburger Alexander‹ ist für das Erproben eines solchen Ansatzes besonders geeignet. Denn zu den schon in der Vorauer Fassung prägnant ins Spiel gebrachten Requisiten, die sich genau so in der Straßburger Version finden, treten im neuen Teil weitere hinzu, die in Kontrastscenen angesiedelt sind. Zwei solcher Kontrastbildungen, die sich besonders gut über die Art, wie Dinge eingesetzt werden, ‘merken’ lassen, sollen behandelt werden. Im ersten Fall lässt sich sicherlich nicht von einer markierten Kontrastierung sprechen, aber doch von einer Dynamik des Textes, die in zwei Szenen mit entfernt ähnlicher Thematik ‘abgebildet’ wird, wenn sie sich in der Erinnerung des Rezipienten zusammenstellen: in der ersten Szene ist eine Krone im Spiel, in der Kontrastszene ein Bildnis Alexanders. Im zweiten Fall ist der Kontrast so sehr mit den Händen zu greifen, dass man den Bezug als kompositorisch-strukturell ‘verantwortet’ betrachten kann: zum einen sind das semiotisierte Gaben, die die Kontrahenten Darius und Alexander einander schicken; zum andern ist dies ein Stein aus dem Paradies, dessen Bedeutung Alexander sich erläutern lassen muss.

Kommen wir zum ersten Fallbeispiel. Der erste – kurze – Handlungsabschnitt gehört in die Jugendgeschichte Alexanders. Er hat – nach vollbrachter Zähmung des wilden Pferdes Buzival – die Schwertleite empfangen. Als ihn die Hofgesellschaft als Herrscher apostrophiert, lehnt er dies ab. Er will zuerst beweisen, dass er dazu auch die Befähigung hat:

Er sprach, wes si gedēhten,  
 daz si ime kuninges namen ane lehten,  
 sô er kunincriches nit ne hête,  
 daz er sînen vinger ûf gesezte.  
 Er sprach: „Woldet ir eine wîle gerûn,  
 unze ih eine tugint mohte getûn!  
 An einen kuninc wil ih is beginnen,  
 und mach ih den verwinnen  
 und ih ime di crônen abe gezîhen  
 und ûz den velde getûn flîhen,  
 sô mugit ir mir kuningis namen geben  
 al di wîle, di ih leben.“ (V. 433–444)<sup>5</sup>

<sup>5</sup> Pfaffe Lambrecht, Alexanderroman. Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch, hg., übers. u. kommentiert von Elisabeth Lienert, Stuttgart 2007. Im Folgenden wird nach dieser Ausgabe zitiert.

Mackert sieht in diesem Abschnitt allein die Betonung des „Wert[s] der eigenen Person“. Im „Krieg gegen Nycolaus“ sei der Angriff Alexanders „durch nichts motiviert als den Wunsch, die eigene Tüchtigkeit zu bewähren.“<sup>6</sup> Alexander sei „Inbild des Heldentypus überragender individueller Kampftüchtigkeit“ (S. 210). Typisch für diesen Heldentypus ist der Wille zur Demonstration dieser Fähigkeit als Krieger. Doch passt die in indirekter Rede vorangestellte Einleitung, mit der Alexander sein Vorhaben zu kriegerischer Bewährung ankündigt, nicht bruchlos zu dem Bild, das Mackert zeichnet. Immerhin sagt der junge Held, er habe ja bisher noch nicht einmal soviel Land, dass er seinen Finger darauf legen könnte (V. 435f.). Dies klingt nicht danach, dass es ausschließlich um Demonstration der Kampftüchtigkeit „in Opposition zur Möglichkeit, Herrschaftsmacht anzustreben“ ginge, sondern es geht um Aneignung fremder Herrschaft zur ‚Begründung‘ eigener Herrschaft. In dieser direkt nach der Schwertleite sich abspielenden ersten kriegerischen Aktion Alexanders sind also zwei Aspekte programmatisch eingeführt: Demonstration von *tugint* in der Aneignung fremder Herrschaft. Dann ist aber das, was Mackert als ambivalente Zeichnung der Alexanderfigur mit Blick auf das Ganze des Vorauer Textes herausgearbeitet hat, schon in dieser ersten Episode, die über den als Ritter mündigen Alexander erzählt wird, verdichtet präsent.

Mit ausgesprochen schlichter, man möchte fast sagen einem Kinde gemäßer Logik setzt der junge Held diesen Vorsatz ohne Umschweife in die Tat um. Einen weiteren Kriegsgrund als den, dass Alexander nun einmal einen König überfallen muss, um an eine Krone zu kommen, scheint es nicht zu geben:

Ein kuninc was Nicolaus genant.  
Alexander für in sin lant  
ze Caesaream vor die grôze stat.  
Dâ wart der rîcher kuninc entsazt.  
Alexander vaht ime den sige ane  
und fûrte di crônen mit ime dane. (V. 445–450)

Das Motiv ist bekannt. Zur Bewährung des heroischen Nachwuchses gehört es, dass der junge Held mit eigener Kraft und auf eigene Faust sich eine Herrschaft, ein Reich erobert. Dass aber – das ist schon in der ›Historia de preliis Alexandri Magni‹ des Leo Archipresbyter so<sup>7</sup> – dieser Erzählkern so gar nicht weiter bemäntelt wird, dass gar kein weiterer Streit Anlass, kein Kriegsgrund genannt wird, fällt ins Auge. Es wäre ja vorstellbar gewesen, Nicolaus als Aggressor zu bezeichnen oder als saumseligen Zinspflichtigen.

<sup>6</sup> Mackert (Anm. 1), S. 209.

<sup>7</sup> Die Historia de preliis Alexandri Magni (Der lateinische Alexanderroman des Mittelalters). Synoptische Edition der Rezensionen des Leo Archipresbyter und der interpolierten Fassungen J<sup>1</sup>, J<sup>2</sup>, J<sup>3</sup> (Buch I und II), hg. von Herrmann-Josef Bergmeister. Meisenheim a. G. 1975 (Beiträge zur klassischen Philologie 65), I 18.

Bei Julius Valerius überfährt Alexander den am Boden liegenden Nicolaus in einem Wagenrennen.<sup>8</sup> Man könnte sich vorstellen, dass das Überfahren eines Gegners in sportlichem Zusammenhang als typische Aktion eines mit überbordender roher Kraft ausgestatteten Jungheroen gesehen wurde und dies dann der Anlass war, einen Nicolaus zum ‘Opfer’ einer ungeschminkten kriegerischen Aneignungshandlung zu machen, wie es dann Leo erzählt.<sup>9</sup> Die schlichte Logik jedenfalls – es handelt sich um einen mit größter Selbstverständlichkeit begangenen Überfall, um an ein Gut zu kommen – wird vom Erzähler, der sich sonst durchaus dann und wann wertend einschaltet, nicht kommentiert. Die sehr einfache Auffassung davon, was man als starker junger Held tun kann, um an das zu gelangen, was man haben möchte, kann literarhistorisch-motivgeschichtlich durchaus an die Geschichte des jungen Parzival gemahnen, der die Rüstung des Roten Ritters haben will,<sup>10</sup> wenn gleich freilich dort anders als hier das Motiv sehr komplex verarbeitet wird. Doch auch hier im ›Vorauer Alexander‹ wie in der Straßburger Fassung fällt die Nikolaus-Episode in ihrer extrem lakonisch-knappen Darstellung trotz des insgesamt eng am Gang der Handlung orientierten Erzählstils dieser Narrative auf. Der Grundimpetus Alexanders wird in diesem Abschnitt, bevor der Held als Retter seiner Mutter und als Befreier seines Landes seine ethisch klar positiv zu wertenden Auftritte bekommt, in einer rohen Form präsentiert, die fast komische Züge hat. Alexander holt sich, was er will. Er setzt nach seiner eiligen Rückkehr seinem Vater Philipp die Krone auf den Kopf (*Er sazte di crönen dô [...] sinem vater uf daz houbit*, V. 461 u. 464) und verzichtet damit zugunsten des Vaters explizit auf seine Herrscherrolle, kündigt ihm gleichzeitig weitere Eroberungszüge an (V. 467). Im gleichen Zug verhindert er gerade noch rechtzeitig die Verstoßung seiner Mutter Olympias durch Philipp, indem er dessen Hochzeit mit Cleopatra unterbindet, die ihm hätte Konkurrenten in der Herrschaftsnachfolge beschereen können. Insgesamt ist dies durchaus eine recht komplexe Aussage über die Etablierung des jungen Herrschers. Es ist also nur partiell gerechtfertigt, von „Vernachlässigung der Gelegenheit zu Machterwerb [...] im Krieg gegen Nycolaus“<sup>11</sup> zu sprechen. Alexander bedeutet seinem Vater, dass er es sich leisten kann, ihm auch noch diese Krone aufzusetzen. Er wird mit starker

<sup>8</sup> Julius Valerius, *Epitome*, hg. von Julius Zacher, Halle 1867, I § 18f.

<sup>9</sup> Ich folge hier Ulrich Mölk, *Alberics Alexanderlied*, in: *Alexanderdichtungen im Mittelalter. Kulturelle Selbstbestimmung im Kontext literarischer Beziehungen*, hg. von Jan Cölln u. a., Göttingen 2000, S. 21–36, hier S. 31f. Mölks Argumentation, dass Alberic unabhängig von der ›*Historia de preliis*‹ diese Umdeutung vorgenommen habe, kann zwar nicht entkräftet werden, doch erscheint sie auch nicht sehr plausibel.

<sup>10</sup> Wolfram von Eschenbach, *Parzival*. Studienausgabe. *Mittelhochdeutscher Text nach der 6. Ausgabe von Karl Lachmann*. Einführung zum Text von Bernd Schirok, Berlin, New York 1999, 149,29f. u. 154,4–10.

<sup>11</sup> Mackert (Anm. 1), S. 209.

Hand dafür sorgen, dass Philipps gesamte Herrschaft an ihn als Erben gehen wird.

In der dem König Nikolaus ohne weiteren Anlass vom Kopf gezogenen Krone, die Alexander nach Hause bringt, um sie dann Philipp auf den Kopf zu setzen, verdichtet sich nach Art einer bildhaften Merkformel zu Beginn der Alexandervita der – um *reht* unbekümmerte – Griff des Helden nach fremder Herrschaft. Ganz anders wird der Hauptstrang der Welteroberung bekanntlich durch ein aus der Perspektive der Makedonen sehr berechtigtes Anliegen des jungen Helden in die Wege geleitet. Alexander schafft das, wozu sein Vater Philipp zu schwach war. Er wehrt die Zinsforderungen des Darius ab und kehrt im Vertrauen auf seine militärischen Fähigkeiten und die Kampfkraft seiner Krieger den Spieß um. Aus der Abwehr des persischen Zinsanspruchs gegen die Makedonen wird ein Welteroberungsfeldzug. Aber dort, wo im Zusammenhang dieses kriegerischen Unternehmens globalen Ausmaßes das geschieht, was man im ‘Umgang’ mit Nicolaus beobachten konnte – dass nämlich der Eroberungswille um jeden Preis durchgesetzt wird –,<sup>12</sup> da kann sich das Publikum an diese Urszene des Kriegs gegen Nicolaus und den Transfer seiner Krone erinnern. Es geschieht ‘einfach so’: die Krone ‘wandert’.<sup>13</sup>

<sup>12</sup> Anzuführen ist hier vor allem die Eroberung von Tyrus. Die Tyrer erkennen Alexanders Herrschaft nicht an, aber sie bieten ihm freundschaftliche Gaben an: sie *trügen* [...] *ime willigen mût / und gâben ime gerne ir gût, / ob erz wolde durh minne* (V. 536–538). Alexander lässt sich nicht darauf ein, schließlich erhängen die Tyrer seine drei Boten. Die Einnahme der Stadt wird als militärische Herausforderung sondergleichen dargestellt. Und es wird gesagt: *Alexander tet in* [d. h. den Tyrern] *unreht* (V. 878). Schließlich lässt Alexander als Rache für seine drei getöteten Boten dreitausend der vornehmsten Tyrer blenden und aufhängen. Dies wird nicht direkt kritisiert, aber nach der Benennung dieser Aktion wird der Sieg Alexanders grundsätzlich als zu teuer erkaufte dargestellt. *Des siges, des er dâr nam, / wêre er ein wol bedâht man, / er ne wurdis niemer frô, / wandiz gescab ime alsô, / daz ime mê lûte tôt bleip / [...] / dan der in Tyro wâre / geste oder burgere* (V. 942–949). – Ich teile die Einschätzung von Mackert (Anm. 1), S. 258–297, dass in der Tyrusepisode durchaus kritische Töne gegenüber dem Helden angeschlagen werden. Was für die Vorauer Fassung gilt, trifft auch auf die Straßburger Fassung zu. Die gegenteilige Auffassung vertritt Danielle Buschinger, Die Tyrus-Episode in den französischen und deutschen Alexanderromanen des 12. Jahrhunderts, in: Herrschaft, Ideologie und Geschichtskonzeption in Alexanderdichtungen des Mittelalters, hg. von Ulrich Molk, Göttingen 2002, S. 162–177, hier S. 163–173 zur Vorauer und zur Straßburger Fassung. Auch wenn einige ihrer Argumente zu bedenken sind, kann sie die eben zitierten Textpassagen nicht aus der Welt schaffen.

<sup>13</sup> Dass dieses mit Notwendigkeit geschieht, wenn man die Weltgeschichte in heilsgeschichtlicher Perspektive darstellt, ist eine Selbstverständlichkeit, die ich hier ausklammere, weil sie im Laufe der Erzählung nicht besonders akzentuiert wird. Sie findet sich massiv nur im Eingangsbereich der Dichtung. Ich folge mit meiner Argumentation Mackert, vgl. Anm. 4. Knappe Darlegung der Weltreiche-Lehre, insofern sie für die Alexanderstofftradition relevant ist, bei Hartmut Wulfram, Der Übergang vom persischen zum makedonischen Weltreich bei Curtius Rufus und Walter von Châtillon, in:

Wenn man der Geschichte von der umstandslos angeeigneten Krone einerseits den Sinn abgewinnt, dass sich hier die heroische Durchsetzungskraft des jungen Helden in Reinform zeigt, andererseits das Problematische dieser Herrschaftsaneignung sieht –, dann lässt sich aus der Fülle des über die Vorauer Fassung hinaus im ›Straßburger Alexander‹ im Orientteil Erzählten besonders eine Episode als Gegengeschichte dazu lesen: eine Geschichte, in der der Aneignungstrieb Alexanders nicht nur in seine Schranken verwiesen, sondern gegenüber einem handlungsunfähig gemachten Helden auch kritisiert wird. Zwar stößt Alexander auf seiner Orientfahrt immer wieder an seine Grenzen. Eine ansatzweise Thematisierung der Inakzeptabilität solchen Verhaltens findet sich indes nur in einer einzigen Erzählung, nämlich in der Candacis-Episode. Candacis ist die Herrscherin über Meroves; ihr Reichtum ist sagenhaft. Er zeigt sich in nichts anderem so sehr wie in der Kunstfertigkeit, mit der ihr Palast ausgestattet ist. Neben dem Helden Alexander selbst und seinem Hauptfeind Darius ist Candacis die am meisten profilierte Figur des ›Straßburger Alexander‹. Die Begegnung zwischen Alexander und dieser Königin – ihre handlungstechnische Einfädelung sowie ihre Ausgestaltung – ist hier nicht im Einzelnen nachzuzeichnen. Ich beschränke mich auf das Handlungsmotiv, welches eine Art Gegenstück zur kurzen Episode von Alexanders Aneignung der Krone des Nikolaus sein könnte, mit der Alexanders Eroberung der Welt beginnt.

Die orientalische Pracht im Palast der Candacis stellt eine wundersame höfische Gegenwelt zu den bisherigen Aktionsräumen Alexanders dar.<sup>14</sup> Der Konflikt zwischen Candacis und Alexander, der sich als sein eigener Bote ausgibt, d. h. seine Identität geheim halten will, wird in dieser Welt virtualisiert. Er wird nicht wirklich ausgetragen, sondern über das Reden abgehandelt und über die Minne beigelegt. Dabei spielt nun aber ein bestimmter Gegenstand eine zentrale Rolle, nämlich ein *bilide* (V. 5705) von Alexander, das Candacis hat anfertigen lassen, also ein Ding, das eine Wirklichkeit zweiter Ordnung wiedergibt. Im Handlungszusammenhang beansprucht es nun gerade höheren Realitätsgehalt als die Inszenierung des Helden; Candacis zeigt damit an, dass sie den Helden ‘durchschaut’ hat. Und sie gewinnt damit eine noch stärkere Rolle in einer ohnehin schon asymmetrischen Beziehung. Denn sie hat Alexander schachmatt gesetzt. All dies verdichtet sich in dem

---

Herrschaft, Ideologie und Geschichtskonzeption in Alexanderdichtungen des Mittelalters, hg. von Ulrich Mölk, Göttingen 2002, S. 40–76, hier S. 40–43.

<sup>14</sup> Der Palast der Candacis ist eine bestaunenswert hoch entwickelte artifizielle Welt, die alles, was Alexander kennt, in den Schatten stellt. Hierzu Udo Friedrich, Überwindung der Natur. Zum Verhältnis von Natur und Kultur im ‘Straßburger Alexander’, in: Fremdes wahrnehmen – fremdes Wahrnehmen. Studien zur Geschichte der Wahrnehmung und zur Begegnung der Kulturen in Mittelalter und früher Neuzeit, hg. von Wolfgang Harms und C. Stephen Jaeger, Stuttgart, Leipzig 1997, S. 119–136, hier S. 133–136.

Gemälde, das sie von ihm hat. Die Situation ist die folgende: Alexander hat bisher jederzeit alles Aneignungswerte bekommen können. Nun gerät er zum ersten Mal in ein Ambiente, wo dieser Automatismus aussetzt. Er kann nur sehnlich einen entsprechenden Wunsch im Irrealis äußern, als er das Wunder von Candacis' Kemenate entdeckt, wo mit großer Kunstfertigkeit hergestellte Automaten eine bestaunenswerte Atmosphäre künstlich vollkommener Natur schaffen. All dies ist Candacis' Schöpfung, ihre Leistung. Hier nun berichtet Alexander – in diesem Teil der Erzählung in Ich-Form (er schreibt an Aristoteles und seine Mutter) – Folgendes:

Ih dâhte in mînen sinne,  
 dô ih diz alliz besach,  
 dô hûb ih an unde sprah:  
 'Wolde got der gûte,  
 hêtih und mîn mûter  
 dise kemenâten  
 alsus wol berâten  
 mit disen elfanden  
 heim ze Kriechlande!'  
 Ze hant dô ih alsus gesprach,  
 di kuningîn mih ane sah  
 und sprah: 'Alexander,  
 daz wêre ein michil wunder,  
 hêtistu alsus lîhte  
 mir nû mîn gestifte  
 mit dînen worten benomen,  
 und wâriz ze Kriechen comen  
 mit sus samfter arbeit,  
 wênistu, iz ne wêre mir leit?' (V. 5668–5686)

Alexander wird hier für seine bloßen Worte heftigst getadelt. Anders als der König Nikolaus ist Candacis niemals in der Gefahr, dass Alexander ihr etwas wegnehmen könnte. Aber allein Alexanders Aneignungswunsch als solcher wird auf das Schärfste verurteilt. Und zwar dem Helden gegenüber mit einem Argument, das in der ganzen langen Alexandererzählung nur hier vorkommt: Candacis appelliert an seine Empathiefähigkeit. Er soll sich in ihre Lage versetzen und ermessen, was ihr *gestifte* (V. 5682) ihr bedeute. Und im gleichen Atemzug nennt sie ihn bei seinem Namen, setzt also den Schlusstrich unter sein Verstellungsspiel. Sie zeigt, dass sie ihn durchschaut hat – von Anfang an. Und sie spiegelt ihm diese Tatsache in dem Portrait entgegen, das sie im Vorfeld seiner Ankunft heimlich hat anfertigen lassen. Statt dass Alexander jetzt aber Einsicht zeigte oder einlenkte, wird er rasend vor Zorn darüber, dass eine Frau ihn übertölpelt hat. Er würde sie umbringen, er äußert dies auch. Aber er ist realistisch genug zu sehen, dass er damit endgültig verloren hätte. Denn er ist auf ihre Kooperation angewiesen, um heil aus diesem Palast herauszukommen.



Das Wesentliche zusammengefasst ergibt Folgendes: Alexander bekommt die Chance zur Selbsterkenntnis, indem ihm ein Spiegel seines Selbst *materialiter* vorgehalten wird. Doch dieser Gegenstand wird von Alexander nicht als Zeichen einer Chance, sondern ausschließlich seiner Niederlage gesehen. In diesen beiden unterschiedlichen Blickweisen auf dieses angesichts der sonstigen Künste im Palast der Candacis relativ schlichten Artefakts bündelt sich die Bedeutung dieser Episode als vergebliches Einfordern einer von sich selbst absehenden Fähigkeit, sich in die Lage anderer zu versetzen. Dennoch ist es keineswegs so, dass im ›Straßburger Alexander‹ der Held immer die rücksichtslose Umgangsweise mit anderen wählt. Wenn man beispielsweise die Stellen betrachtet, wo Alexander andere explizit nicht zum Opfer degradiert, obwohl es in seiner Hand läge, so stehen aber immer nachvollziehbar Klugheitsregeln im Vordergrund, wird also vorgeführt, warum Alexander in seiner Herrscherrolle in bestimmten Situationen Gnade zeigt. Aber verklammert ist der ganze Welteroberungsteil durch diese beiden aufeinander beziehbaren Episoden, wo unbekümmertes Ausgreifen auf Rechte, Hab und Gut anderer als heroische Herrscherqualität, damit zusammenhängend die Missachtung der Belange und berechtigten Ansprüche anderer überdeutlich in Szene gesetzt werden. Die geraubte und von einem Herrscherhaupt zum anderen wandernde Krone zu Beginn des Weges des Helden und dann gegen Ende des Weges Candacis' Tafel, die Alexanders Bildnis zeigt, sind Dinge, die man sich merken kann. Sie können als dinghafte Verdichtungspunkte für extreme Sachverhalte der Vita Alexanders fungieren: bedenkenlose Aneignungsenergie und völlige Absenz von Empathie, die ihm als Spiegel seines Selbst – er sieht nur sich selbst – 'vorgehalten' wird.

Kluges Verhalten, das überlegene Herrscherkompetenz zeigt, legt der junge Alexander in seiner Auseinandersetzung mit Darius auf sehr unterhaltsame Weise an den Tag. Der Perserkönig schickt ihm zweimal Briefe mit Spottgeschenken, die Alexander beleidigen, herabsetzen sollen. Denn in den brieflichen Erläuterungen zu den Gaben, was sie bedeuten und wie sie vom Empfänger angewendet werden sollen, stecken Schmähungen und Drohungen. Alexander repliziert in beiden Fällen gekonnt – er übertrumpft den Gegner. Diese 'Umkehrung' der Asymmetrie zwischen dem noch sehr jungen Spross des Makedonenkönigs und dem mächtigen Herrscher über das persische Großreich kündigt strukturell gesehen den später erfolgenden militärischen Triumph Alexanders über Darius an. Es gibt in unserem Text zwei Szenen eines solchen Schlagabtauschs per Boten, Gaben und Brief. Sie sind zuletzt von Marion Oswald als literarisches Paradebeispiel einer 'Semiotisierung von Gaben' ausführlich analysiert worden.<sup>15</sup>

<sup>15</sup> Marion Oswald, Gabe und Gewalt. Studien zur Logik und Poetik der Gabe in der frühhöfischen Erzählliteratur, Göttingen 2004 (Historische Semantik 7), S. 69–94.

In der ersten Botschaft, die Darius dem jungen Makedonen überbringen lässt, sind drei heterogen zusammengestellte Dinge im Spiel (Spielball, Schuhbänder, ein mit Gold gefülltes Kästchen), deren Bedeutung vom Perserkönig jeweils brieflich in die Richtung erläutert werden, dass Alexander noch nicht ganz trocken hinter den Ohren und sein Unterfangen zum Lachen sei. Alexander wird rasend vor Zorn, will die persischen Boten hängen lassen, besinnt sich dann aber (durch die Rede eines Boten zur Raison gebracht) eines Besseren und schickt die Boten mit einer brieflichen Replik zurück. Spielball und Schuhbänder behält er nach ihrer für den Perserkönig provozierenden Umdeutung als Prodigien seines zukünftigen Sieges und seiner Weltmacht. Den dritten Gegenstand, das Goldkästchen, benutzt er, um den Boten ihren 'Botenlohn' zu geben. Damit legt er den Grundstein für seinen Ruhm als großzügiger, freigiebiger Herrscher. Ein wichtiger Themenstrang des ›Straßburger Alexander‹ ist zweifelsohne, dass Alexander den Perserkönig nicht nur auf dem Kampffeld militärisch besiegt, sondern auch 'moralisch': Er häuft klug symbolisches Kapital als guter Herrscher an, während sich in dieser Hinsicht die Waagschale für den Perserkönig immer tiefer neigt, je größer seine Niederlagen werden.

Die zweite Szene des Austauschs von Botschaften enthält an 'Aussagewucht' eine deutliche Steigerung gegenüber der ersten Szene. Hier ist es so, dass Darius nur ein einziges Dingensemble schickt und Alexander ihm ein anderes zurückschickt, und zwar in klug gewählter Replik auf das, was Darius ihm zukommen ließ. Die Handlung läuft folgendermaßen: Darius hat ihm eine Ladung Mohn geschickt und ihm ausrichten lassen, er solle die Körner zählen. Und wenn er es nicht schaffe, dann solle er sich klar machen, dass die persischen Soldaten und die Heeresmacht, die sie verkörpern, genau so wenig zu erfassen seien (V. 1592–1602). Alexander steckt nun eine Handvoll Mohn einfach in seinen Mund und sagt, sie seien äußerst weich und wohlschmeckend, es müsse also für seine makedonischen *jungeligen* (V. 1626) ein Leichtes sein, das Perserheer zu besiegen. Und dann schickt er Darius eine im wahrsten Sinne gepfefferte Antwort zurück. Darius bekommt eine Handvoll Pfefferkörner, die schnell gezählt sind. Er solle sie in seinen Mund stecken und ausprobieren, ob er sie essen könne. (V. 1636–1646). Selbstverständlich machen die Körner die Schärfe des makedonischen Heeresaufgebots erfahrbar. Man kann also sagen, dass das Resultat des 'diplomatischen' Schlagabtausches im Vorfeld der militärischen Auseinandersetzung sich in den Pfefferkörnern konzentriert. Ihre Wirkung ist eindeutig. Darius muss sich krümmen, es wird ihm heiß usw. (V. 1665–1676). Man könnte dies durchaus als Ankündigung seiner späteren Todesagonie werten, wie sie im ›Straßburger Alexander‹ geschildert wird. Hier wird Darius nämlich zu Alexander, der ihn sterbend findet, sagen: *Mir tûnt mine wunden vil wê / unde smerzent mir sêre* (V. 3397f.) – Alexander wird hier also in souveräner Fähigkeit zu schneller und übertrumpfender Replik gezeigt. Und die Geschich-

te verläuft schließlich genau so, wie Alexander sie seinem Feind gegenüber ankündigt.

Zur bewundernswerten Fähigkeit des Helden zu schneller und passender Replik, die sich – wie man sagen könnte – in den Pfefferkörner ‘materialisiert’, bildet die Paradiesstein-Episode am Ende des Romans einen überdeutlichen Kontrast. Alexander bekommt hier vorgeführt, dass er nichts mehr ausrichten kann, hier nicht mehr ‘weiterkommt’. Als der Held sich auch noch das Paradies tributpflichtig machen will, bekommt er aus dem Paradies heraus einen Stein überreicht. Mit dem Stein ist der Auftrag verbunden, dass der Held sich die Lehre, die er enthält, von einem kundigen Menschen erläutern lassen solle. Alexander kehrt um. Er findet nach längerem Suchen endlich einen weisen Mann, der ihm die Lehre des Steins auseinandersetzt. Er ändert sein Verhalten, seine Einstellung und regiert – dies ist stoffgeschichtlich gesehen eine eigentümliche Volte – von seinem Stammland Griechenland aus zwölf Jahre lang als idealer Herrscher und Friedensgarant. Dann heißt es lapidar – in nur drei Versen – im Einklang mit den meisten Darstellungen der Alexandervita, er sei dann vergiftet worden und habe von all dem, was er erobert habe, nicht mehr behalten als *erden siben vôze lanc, / also der armiste man, / der in die werlt ie bequam* (V. 6828–30).

Die Schlusssequenz des ›Straßburger Alexander‹ lässt sich unter das Thema ‘Erteilen von Lehre’ in dem sehr eng gefassten Sinne stellen, dass der Held selbst belehrt wird und Konsequenzen für sein Verhalten und Handeln zieht. Diese Episode ist überhaupt die einzige des ganzen Textes, in der solcherart gelingendes Belehren des Helden zum Gegenstand gemacht und auserzählt wird. Betrachten wir nun die Geschichte vom Paradiesstein genau.<sup>16</sup> Wir erfahren nicht viel über das Aussehen des Steines, nur dass er in eine Hand passt. Ein *alt man* (V. 6423), der sich auf das ungestüme Stoßen, Klopfen und Schlagen der Krieger Alexanders an der Paradiespforte blicken lässt, lässt Alexander den Stein mit einer Botschaft zukommen:

Sehet, bringet ime disen stein.  
 Er is vile tûre,  
 stark is sîn natûre.  
 Iz wizen lutzil lûte,  
 waz der stein bedûte.  
 Den gebet ime an sîne hant  
 und heizet ime diz lant  
 vil harte schiere rûmen;  
 er ne sol niwit sûmen.  
 Unde saget ime dâ mite,  
 daz er wandeles sîne site.  
 Swanne ime wirt bescheinet,

<sup>16</sup> Ausführliche Aufarbeitung der Forschung zur Paradiesstein-Episode und Interpretation bei Oswald (Anm. 15), S. 119–130.

waz der stein meinēt,  
 sô mûz er sih gemâzen,  
 des ne mac er niht gelâzen (V. 6484–6498).

Nachdem Alexander nach Griechenland zurückgekehrt ist, muss er lange suchen, bis ihm jemand sagen kann, was es mit dem Stein auf sich hat. Endlich wird er auf einen alten Juden aufmerksam gemacht und lässt ihn zu sich holen. Er trägt ihm seine Bitte vor, dieser nimmt den Stein in die Hand. Und – so heißt es – unverzüglich erkennt er sein Wesen (*natûre*, V. 6486) und seine besondere Beschaffenheit, die zuvor im Text auch *craft* (V. 6584 u. 6618) genannt wurde. Der Stein ist, wie sich zeigen wird, zugleich leicht und schwer. Diesen paradoxen Sachverhalt wird der Jude nun in lehrhafter Absicht demonstrieren, nachdem man ihm eine Waage gebracht hat. Zuvor aber schreibt er dem Stein durchaus auch andere Wirkkräfte zu. Er habe *vil manige tugint* (V. 6660). So soll er *harte stolzen mût* (V. 6658) verleihen, den Alten soll er Jugend schenken (V. 6659). Von all diesen Wirkkräften wird im Textzusammenhang nichts genutzt. Aber wichtig scheint ihre Erwähnung doch: Diese Wirkkräfte werden nur konstatiert, um dann demonstrativ keine Rolle zu spielen. So wird der aufgrund seines sehr hohen Alters körperlich geschwächte Jude, der keinen Schritt gehen kann, sondern zu Alexander transportiert werden muss, keineswegs wieder jung. Wie und unter welchen Umständen die besonderen Kräfte des Steins ihren Einfluss ausüben sollen, bleibt dahingestellt. Möglicherweise könnte die Nennung der mannigfachen *tugint* (V. 6660) ein taktischer Kunstgriff des weisen Mannes sein, um sein Publikum erst einmal für den Stein und seine Botschaft einzunehmen. Der Text legt sich hier nicht fest. Denn letztlich zählt im Text selbst nur, was *der stein meinēt* (V. 6496). Allein das ihm inhärente Potential, im experimentellen Arrangement und seiner Ausdeutung eine Rolle zur Vermittlung von Einsicht zu spielen, ist es, die ihn im Rahmen dieser Geschichte ‘wertvoll’ macht.

Der Jude legt auf die eine Schale einer Waage den Stein und auf die andere eine Anzahl von Goldstäben. Der Stein ist unten, die Goldstäbe werden nach oben gezogen. Gleichgültig in welchem Maße die Menge des Goldes erhöht wird, die Waage bewegt sich nicht. Das Gold bleibt oben, der Stein unten. Dann lässt der Jude das Gold gegen eine Flaumfeder austauschen, das auf die Waagschale gelegt und mit ein wenig Erde bedeckt wird. Der Stein wird nach oben gezogen, Feder und Erde sind unten. Nun erläutert der weise Mann die Bedeutung der beiden Vorgänge:

Bewaret ûh von der giricheit,  
 wande si machet manige herzeleit.  
 Wande swer sô giric wille wesen,  
 wî mach der imer genesen?  
 [...]  
 Er is daz hellische hol,  
 daz noh nie ne wart sat

noh niemer werden ne mac,  
 alser gar verslindet,  
 swaz in zô gewendet.  
 Nû sehet, waz is iz dan?  
 Niwit andirs wan ein cranc man;  
 der glichet dem steine,  
 der in der wâgen eine  
 sih selben nider druckete  
 und daz golt ûf zuckete.  
 [...]

Doh ne muget ir niemer daz bewaren,  
 ir ne müzet hine varen  
 und müzet verterben  
 und wisliche sterben.  
 Sô müzet ir werden  
 geminget zô der erden.  
 [...]

Sô glichet ir der plûmen,  
 di nider mit der erden ginc,  
 dâr si in der wâgen hinc  
 unde ûf zuckete den stein (V. 6715–6718, 6726–6736, 6743–6748, 6750–6753).

Wie in der Forschung immer wieder betont wurde, hat der ›Straßburger Alexander‹ gegenüber dem ›Iter ad paradisum‹, welches die Vorlage für den letzten Romanteil ist, die belehrende Vorführung so abgeändert, dass zwar nicht in der Grundaussage, aber doch hinsichtlich der Frage nach der Sinnfälligkeit ein nicht unerheblicher Unterschied besteht. Wenn man in Kategorien von Konsequenz und Konsistenz denkt, wird man der Version des ›Iter ad paradisum‹ entschieden den Vorzug geben und dazu tendieren, die hier vorliegende Variante als eine Verschlechterung einer einmal konsequent auf Zusammenstimmen aller Elemente hin angelegten Geschichte zu sehen. Es sind im Wesentlichen zwei Aspekte der Veränderung zu konstatieren: 1. In der lateinischen Version hat der Stein die Form eines Auges, und es wird gesagt: *humanus est oculus*.<sup>17</sup> Er ist also das menschliche Auge. 2. In der lateinischen Fassung wird beim zweiten Wiegevorgang die Erde nicht auf die Flaumfeder geschüttet, sondern auf den Stein, der durchweg für das menschliche Auge steht.<sup>18</sup> Das heißt: im ›Iter ad paradisum‹ soll im ersten Wiegevorgang (der genau so verläuft wie im deutschen Text) gezeigt werden, dass das menschliche Auge in seiner Gier niemals gesättigt sein wird. Eine schwache Reminiszenz an diese Gleichung ‘Stein = Auge’ findet sich übrigens im ›Straßburger Alexander‹, wenn es – wohl nicht zufällig – bei der Beschreibung des ersten Wiegevorgangs heißt, der Stein *was zemâzen cleine alse eines menschen ouge* (V. 6688f.). Das heißt, in der deutschen Version ist es dem

<sup>17</sup> Alexandri Magni iter ad paradisum, hg. von Julius Zacher, Königsberg 1859, S. 30.

<sup>18</sup> Oswald (Anm. 15), S. 121f.

Publikum überlassen, den impliziten Hinweis dieses Vergleichs aufzunehmen und aktiv einen Zusammenhang herzustellen oder eben auch nicht: das Auge als dasjenige menschliche Organ, das Einfallstor für unstillbare Gier nach Weltlichem sein kann. Wenn in der lateinischen Version auch im zweiten Wiegevorgang der Stein, also das Auge, mit Erde bedeckt wird und von der bloßen Feder nach oben gezogen wird, dann bedeutet das, dass das tote Auge, mit Erde bedeckt, leichter wiegt, zu nichts geworden ist und nicht einmal eine Feder aufwiegt.

Es ist leicht zu erkennen, dass die deutsche Version nicht dieselbe Bündigkeit hat. Welches Sinnpotential könnte nun – abgesehen davon, dass man sagen kann, ein stimmiges Exempel des ›Iter ad paradisum‹ sei auf dem Weg in den ›Straßburger Alexander‹ unklar gemacht oder gar entstellt worden – die Straßburger Version synchron im deutschen Text entfalten? In folgende Richtung könnte eine Antwort gehen: An der deutschen Fassung lässt sich eine andere, neue Qualität ausmachen. Hier hat der weise Mann, der den Stein zu deuten versteht, offensichtlich im Arrangement der Wiegevorgänge sehr viel mehr Handlungsspielraum. Er wirkt sozusagen etwas einfallsreicher als der Kollege der lateinischen Fassung, wo es klar festgelegte Oppositionen gibt (Stein = Auge ohne Erde gegen Gold gewogen; Stein = Auge mit Erde gegen eine Flaumfeder gewogen). Dies bedeutet, dass der Weg der Vermittlung in der deutschen Fassung unruhiger gestaltet ist, größere Aufmerksamkeit verlangt. Es sind, damit die *meine* des Steines sich zeigen kann, eine Mehrzahl von Dingen im Spiel, die in der deutschen Fassung deutlich weniger vorhersehbar als in der lateinischen ins Verhältnis gesetzt und ausgedeutet werden (Stein in der Form eines Auges gegen Gold; Flaumfeder mit Erde bedeckt gegen den Stein gewogen). Das ändert nichts an der klaren Botschaft, der Bewertung der Vorgänge als Sinnbilder für Grundwahrheiten des menschlichen Lebens. Alexander soll aus alledem aber nicht radikale Weltverachtung lernen. Das ist wichtig im Auge zu behalten. Er soll in seiner Herrscherrolle lediglich zur *mâze* gebracht werden. Das kündigt der alte Mann, der dem Boten Alexander den Stein aus dem Paradies heraus überreicht, deutlich an: *sô mûz er sih gemâzen* (V. 6497).

Dieser Handlungsabschnitt, der am Ende des ›Straßburger Alexander‹ steht, kehrt einen Grundsachverhalt um, der ansonsten in der Erzählung gilt: Hier führt die komplex angelegte Demonstration relativ einfacher Wahrheiten – so behauptet es der Text – zu einer nachhaltigen Besinnung Alexanders auf die Tugend der *mâze* und zu deren verstetigten Ausübung. Dies steht in auffälligem Kontrast zu sonstigen Situationen der Erzählung – wo Alexander auf sehr viel einfachere Weise mit ähnlichen Appellen konfrontiert wird, aber nicht zur Besinnung kommt.

Insbesondere seine Begegnung mit den Occidraten,<sup>19</sup> aber auch andere Stationen im Orientteil des ›Straßburger Alexander‹<sup>20</sup> sind hier zu nennen. Wenn es nun so ist, dass hier am Ende der Großerzählung das überraschend interessant gemachte Lernen von Grundwahrheiten mit Blick auf die Vermittlungschancen eines Lehre bietenden Textes als Thema ansteht, dann lässt sich ihr Stellenwert folgendermaßen bestimmen: Diese Episode, in der das Lernen des Helden explizit vorgeführt wird, ist zwar der Anlage der Erzählung nach ein Ausnahmefall. Und es ist Markus Stock zuzustimmen, dass erst hier am Ende eine Einsicht vermittelt wird, zu der Alexander zuvor nicht wirklich schon auf dem Weg war. Alle Appelle, die zuvor in diese Richtung hätten gehen können, verpufften ohne Wirkung auf den Helden.<sup>21</sup> Aber dieser Ausnahmefall zeigt am Ende der Geschichte, also in der Schwelensituation des Zurückfindens der Rezipienten in die eigene Lebenswelt, wie Lehre umfassend und durchgreifend Einstellungen und Verhaltensweisen positiv verändern kann. Gezeigt wird sozusagen der Maximalertrag von Belehrung. Selbst Alexander ist in dem Sinne lernfähig, dass er sein Verhalten tiefgreifend ändert – wiewohl dies nur unter außergewöhnlichen Umständen auserzählt werden kann, denn er ist nun einmal der *wunderliche Alexander* (V. 47).<sup>22</sup> Das Publikum kann aber in der Gesamtheit dessen, was von diesem

<sup>19</sup> Grundlegend dazu Karl Stackmann, Die Gymnosophisten-Episode in deutschen Alexander-Erzählungen des Mittelalters, in: PBB 105 (1983), S. 331–354, wieder in: Karl Stackmann, Mittelalterliche Texte als Aufgabe. Kleine Schriften I, hg. von Jens Haustein, Göttingen 1997, S. 120–140. Neuere umfassende monographische Darstellung: Florian Kragl, Die Weisheit des Fremden. Studien zur mittelalterlichen Alexandertradition, Bern u. a. 2005 (Wiener Arbeiten zur germanistischen Altertumskunde und Philologie 39), hier zur Occidraten-Episode im ›Straßburger Alexander‹ S. 301–310. – Alexanders Begegnung mit den völlig bedürfnislosen, aber auch (nahezu) kulturlosen Occidraten setzt sein Streben gerade nicht ins Unrecht. Alexander stellt ihnen einen Wunsch frei, sie wollen von ihm das ewige Leben. Als er darüber wütend wird, fragen sie ihn, warum er so viel erobere, wenn er doch sterben müsse. Doch er fragt dann zurück, was denn das Leben wert sein sollte, wenn alle so leben wollten wie sie, und verabschiedet sich (V. 4394–4440).

<sup>20</sup> Nach der Eroberung Indiens beginnt mit der eigentlichen Orientfahrt Alexanders Reise durch eine Welt, die sich seinen Eroberungsstrategien und damit der Beherrschbarkeit entzieht. Vgl. dazu Ralf Schlechtweg-Jahn, Hybride Machtgrenzen in deutschsprachigen Alexanderromanen, in: Herrschaft, Ideologie und Geschichtskonzeption in Alexanderdichtungen des Mittelalters, hg. von Ulrich Mölk, Göttingen 2002, S. 267–289, hier S. 278–280 zu den inkompatiblen Machträumen, die Alexander nicht erobern kann. Vergänglichkeit wird besonders drastisch in der Waldschattenmädchenepisode sinnfällig. Die Waldschattenmädchen sind nach der Eroberung Indiens während einer Vegetationsphase Minnepartnerinnen für Alexander und seiner Krieger. Aber als es dann kälter wird, verwelken sie wie Pflanzen. Alexander wird zwar traurig, dann aber folgt einfach das nächste Erlebnis, die nächste Station der Reise (V. 4904–4908).

<sup>21</sup> Stock (Anm. 1), S. 84.

<sup>22</sup> Die Bezeichnung *wunderlich* begleitet den Helden durch den ganzen Text. Sie entspricht der lateinischen Bezeichnung *magnus*.

*wunderlichen* Mann zuvor im Arrangement der Erzählung berichtet wird, in mehrerer Hinsicht am Weg der Alexanderfigur und unter Beobachtung mehrerer thematischer Linien ein Verständnis dafür gewinnen, was politische und militärische Führungsqualitäten sind, was an Ethos im weitesten Sinne zu erfolgreicher und d. h. auch akzeptierter Herrschaft gehört.

Ein ohne weitere Begründung einem anderen König die Krone vom Kopf reißender Kraftmeier, ein egomanisch nur sich selbst und seine Aneignungs- und Machtinteressen verfolgender und nur sich selbst sehender Durchmarschierer, wie Candacis ihm dies mit ihrem schlichten Artefakt inmitten einer sonst stupenden künstlichen Pracht 'vorhält', ist ein Problemfall. Einer, der gekonnt seine Replik zum Pfefferkorn macht, kann sich der Bewunderung sicher sein, er zeigt Souveränität und Bestimmtheit zur Kriegsführung und Herrschaft; und wie erzählte Dinge Lehre befördern und 'sichern' helfen können – davon handelt die Paradiesstein-Episode jedenfalls auch.